

einer einheimischen Hierarchie, wie sie in der Missionsenzyklika und in der Tatsache, daß er persönlich am 28. Oktober 1926 sechs Chinesen und im Frühjahr 1927 zwei Japaner zu Bischöfen konsekrierte, der Zugang zum einheimischen Klerus sich steigert, wenn Regierung und Volk sieht, daß die Eingeborenen nicht bloß Handlanger sind, sondern bei Eignung auch in leitende Stellungen vorrücken können. 1918 bis 1923 betrug er bloß 514 Priester. Diese Steigerung ist aber nur möglich, wenn den Missionsobern die nicht geringen Mittel zum Bau von Seminarien und zum Unterhalt der Seminaristen während einer mindestens zehn- bis zwölfjährigen Ausbildungszeit zur Verfügung stehen. In China allein müssen jetzt unbedingt aus amerikanischen Anleihemitteln 25 Priesterseminarien gebaut werden. Geld aufnehmen und Zinszahlen ist daheim schon manchem zum Ruin geworden, und erst gar in Missionen auf unsicherem Boden! Von diesem Standpunkt aus muß das „Werk des heiligen Petrus“ gewertet werden, dann wird jeder Priester sein Möglichstes zu seiner Förderung tun.

Groß ist die Not der Heidenwelt und die Stunde drängt; denn da und dort will es Abend werden. Der Mohammedanismus versucht die Religion der Afrikaner zu werden. Der Buddhismus macht ernste Anstrengungen unter Japans klug berechnender Förderung sich als die Religion, wenn nicht ganz Asiens, so doch Ostasiens einzuführen. Die größten Missionsgebiete der katholischen Kirche schweben in ernstester Gefahr, ihr verloren zu gehen. Da heißt es alle Kräfte mobil machen. Wenn Holland mit seinen 2½ Millionen Katholiken 3700 Missionäre (darunter 1500 Priester) und das kleine Belgien mit seinen kaum 8 Millionen Katholiken 2800 Missionäre (darunter 1250 Priester) und selbst Spanien, wo das Missionsinteresse erst nach dem Kriege festen Fuß zu fassen begann, schon an 700 Priester in der Heidenmission draußen stehen hat, dann ist Deutschland, das bei 20 Millionen Katholiken nur 3400 Missionäre (darunter 600 Priester) an der Missionsfront hat, stark im Hintertreffen. Da tut ein Marschall „Vorwärts“ bitter not. Geborener Werbeoffizier ist hier der Seelsorger; er steht in lebendiger Verbindung mit dem Volke, kennt seine Art. Mögen die vorstehenden schlichten Zeilen in recht vielen Priesterherzen den Eifer „für die heilige Sache der Mission“ (Pius XI.) wecken und fördern, damit bald ein Hirt und eine Herde werde!

Friedrich Ozanam, ein moderner Laienapostel.

Von P. Josef Hector O. M. I., Immaculata-Kloster Teplei in Böhmen.

In unseren Tagen erweist sich das Laienapostolat immer mehr als ein dringendes Bedürfnis, zumal in den Großstädten. Da wird es den Lesern der Quartalschrift willkommen sein, wenn wir ihnen

in kurzen Zügen das Bild eines Mannes vorführen, der auf dem Gebiete des karitativen Wirkens, wie als katholischer Universitätsprofessor, Apologet und Soziologe gleich groß dasteht und dessen Seligsprechungsprozeß eingeleitet ist. Dieser Laienapostel ist Anton Friedrich Ozanam.

Friedrich Ozanam erblickte das Licht der Welt zu Venedig am 23. April 1813. Sein Vater, zuerst Offizier in einem Husarenregiment, verließ die Armee, um sich als praktischer Arzt dem Wohle der leidenden Menschheit zu widmen. Seine Mutter war eine jener Frauen, deren Leben geräuschlos dahinfließt in treuer Erfüllung der häuslichen und gesellschaftlichen Pflichten und im Gutes tun an den Armen. Beide Eltern waren tief religiös; ein lebendiger Glaube war das schönste Geschenk, das sie ihrem Sohne in die Wiege legten.

Als Friedrich drei Jahre zählte, verließ der Vater Italien, um sich in seiner Vaterstadt Lyon niederzulassen. Dort vertrauten die Eltern den reichbegabten Knaben dem Geistlichen Rousseau zur Erziehung an, der das königliche Gymnasium als Direktor leitete. Mit dem sechzehnten Lebensjahre stand der junge Ozanam am Ende seiner humanistischen Studien.

Mit dem Bekenntnisse des Glaubens und der religiösen Betätigung sah es unter der studierenden Jugend Lyons, wie anderorts in Frankreich, damals traurig aus. Von hundert Studenten erfüllten nur einige wenige ihre österliche Pflicht, und dies meist noch heimlich. Viele wurden von ihren Professoren gefragt, welcher Religion sie angehören wollten, und sie antworteten, „sie wollten es sich noch überlegen“; andere führten Reden, „worüber die Steine erröten mußten“. Es wurde viel vom Glauben und Unglauben geredet. Kein Wunder, daß auch der junge Ozanam von starken Glaubenszweifeln geplagt wurde. „Ich zweifelte“, schreibt er in einem Briefe vom 5. Jänner 1830, „aber“, so fährt er weiter, „ich wies die Zweifel zurück. Ich las alle Bücher, worin die Religion bewiesen war, doch keines befriedigte mich vollständig. Ach, wie litt ich! Ich wollte gläubig sein. Mein Glaube war nicht fest, aber ich wollte lieber glauben ohne Grund als zweifeln, weil das Zweifeln mich zu sehr quälte. So trat ich in die Philosophie ein. Die These über die Gewißheit brachte mich durcheinander; ich glaubte einen Augenblick an meiner eigenen Existenz zweifeln zu müssen.“ Doch Gott hatte dem rechtschaffenen Jüngling einen Engel zur Seite gestellt, Noirot, Professor der Philosophie, einen Priester nach dem Herzen Gottes, den seine Schüler selbst „einen großen Seelenbildner“ nannten. Noirot verstand es meisterhaft, aus seinen Zuhörern überzeugte und praktizierende Katholiken zu machen. Er unternahm also einige Spaziergänge mit Ozanam. Sie dienten der Glaubensbefestigung des Schülers. „Noirot“, schrieb dieser zwanzig Jahre später, „brachte so viel Licht und Ordnung in meine Gedanken, daß ich von da ab mit einer sicheren Gewißheit glaubte und, von einer

so seltenen Wohlthat durchdrungen, Gott gelobte, mein Leben in den Dienst der Wahrheit zu stellen." Diese Glaubenskriese diente also nicht allein dazu, seinen Glauben zu kräftigen und zu erwärmen, sie wurde auch der Ausgangspunkt seines apologetischen Berufes; sie stimmte ihn milde und versöhnlich gegen jene, die nicht glauben. „Man wirft mir manchmal vor“, schrieb er einmal, „ich sei zu nachsichtig gegen jene, die nicht glauben. Wenn man durch die Qualen des Zweifels hindurchgegangen, würde man sich ein Verbrechen daraus machen, jene rauh anzufassen, denen Gott die Gnade des Glaubens noch nicht geschenkt hat.“

Der Sechzehnjährige begann sofort sein Gelöbniß auszuführen. Noirot gab eine kleine Zeitschrift, „Die Biene“, heraus, wozu seine Schüler die Beiträge lieferten. Ozanam wurde ein eifriger Mitarbeiter. Die Helden und Großthaten, die eine jugendliche Phantasie entzücken, Christoph Columbus, Witekind, Karl der Große, die Kämpfe gegen den Islam, die Eroberung Jerusalems u. s. w. sind in Prosa und Poesie besungen. Unter allen Aufsätzen aber fallen fünf auf, die, auf Grund der Philosophie und der Geschichte, die Wahrheit der christlichen Religion dartun sollten. Spinoza und die französischen Philosophen der Aufklärung werden darin vernichtet. Ozanam folgerte: „Jünglinge, die ihr so glücklich seid, im Schoße der Kirche geboren und mit der Milch ihrer Lehre genährt zu sein, bleibt ihr treu! Durch das Licht der Philosophie und des Glaubens erleuchtet, wollen wir ein herrliches Geschlecht von wahren Weisen und Christen bilden!“

Als Lesestoff schlug Noirot den Physiologen Richeraud vor, dann Bacon, Locke, Plato, Descartes und Leibnitz. Ozanam frohlockte vor Freude. „Christentum und Philosophie“, schrieb er an seinen Freund, „ich habe noch nichts gesehen oder empfunden, das sich für das Wohl der Menschheit so gut miteinander verbindet. Das soll die Lösung meines Lebens sein.“ In diesen Lesestoff stellte Noirot auch — für die damalige Zeit etwas Neues — ein Studium der Staats- und Wirtschaftslehre ein, worin Ozanam später so Großartiges leisten sollte. Der strebsame Jüngling ging aber nicht ganz in diesen Studien auf. Das Beispiel seiner Eltern, sowie der Wohltätigkeitsinn einiger seiner Lehrer bewogen ihn schon damals, die Armen aufzusuchen und karitativ tätig zu sein.

Nach Vollendung seiner Philosophie, Herbst 1830, trat Ozanam bei einem Notar zu Lyon in Dienst. Das Gelöbniß, den Glauben zu verteidigen, beschäftigte ihn auch hier weiter. Er plante, später eine großzügig angelegte Apologie der katholischen Religion, ihrer Wahrheit, Schönheit und Vortrefflichkeit herauszugeben, bewiesen durch das Alter der geschichtlichen, religiösen und sittlichen Anschauungen. Zu dem Zwecke begann er das Studium der hebräischen, italienischen, spanischen, englischen und deutschen Sprache, ein Studium, das er während seiner Universitätsjahre zu Paris vervoll-

ständigte. Er rechnete aus, daß er wohl siebzehn Jahre benötigte, um sein Unternehmen zu einem guten Ende zu führen. Doch schon bald sollte sich die Gelegenheit bieten, für seinen Glauben in die Schranken zu treten. Die Saint-Simonianer, Vorläufer unserer heutigen Kommunisten, waren aus Paris ausgewiesen und ließen sich in der Arbeiterstadt Lyon nieder. Sie versammelten das Proletariat, hielten Brandreden wider Besitz und Reichtum, prophezeiten den Tod des Christentums und versprachen dafür ein irdisches Paradies. Die Katholiken setzten sich kräftig zur Wehr, an ihrer Spitze — der junge Ozanam. Er veröffentlichte 1829 eine Broschüre von hundert Seiten unter dem Titel: „Nachdenkliches über die Lehre von Saint-Simon.“ Hier finden wir schon die Richtlinien der geplanten Apologie und zugleich einen warmen Aufruf zur christlichen Verbrüderung. Nachdem er sein Auge über den Sieg der Kirche in Deutschland mit seinen Konvertiten Friedr. v. Schlegel, K. L. Halles, Friedr. S. Stolberg, Ferd. Eckstein u. a., in England, Amerika u. s. w. hat schweifen lassen, ruft er aus: „Wie kurz ist doch der Blick und wie schwach der Geist, der da glaubt, dem Christentum die Leichenrede halten zu können, weil man zu Paris einige Kreuzbilder zertrümmert oder einige Prozessionen gestört hat! Was uns betrifft, so betrachten wir die gegenwärtige Zeitlage als das Ende des Zweifels, als die Stunde, da die Ueberzeugung an die Reihe kommt.“ Und jetzt wendet er sich an die Jugend: „Jünglinge“, spricht er, „ihr habt die ganze Leere der materiellen Genüsse verkostet, ihr empfindet, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt, ihr hungert nach der Gerechtigkeit, ihr habt diese Speise in den Schulen der Philosophie und bei den modernen Aposteln gesucht. Aber nichts von all dem hat euer Herz gesättigt. Seht, der Glaube eurer Väter bietet sich euch an mit vollen Händen. Wendet eure Blicke nicht ab, denn er ist edel und jung, wie ihr, er altert nicht. Ewig neu, stellt er sich an die Spitze des menschlichen Fortschrittes, um das Menschengeschlecht zu seiner Vollendung zu führen.“ Von den Jugendlichen wendet er sich an das gereifte Alter. „Ich weiß wohl“, sagt er, „daß meine Sprache schwach und mein Geist noch kraftlos ist. Von einem Achtzehnjährigen darf man kein vollendetes Werk erwarten. Schreibt also das Lückenhafte darin nicht der Sache zu, um die es sich handelt, sondern meiner Jugend und meinem Unvermögen. Glaubt ihr aber, daß ich den Kampf würdig geführt habe, was vermöchten alsdann die Katholiken selbst, wenn ihre Kinder nicht fürchten, den Kampfplatz zu betreten.“

Herbst 1831 schickten die Eltern den hoffnungsvollen Sohn nach Paris, um die Rechte zu studieren. Ozanam aber wollte nicht allein studieren, er wollte für das Christentum werben, katholische Studenten um sich sammeln, sie dem Glauben erhalten oder wiedergewinnen. Die ersten Wochen fühlte er sich vereinsamt, weit von seiner Mutter, in einer Pension, in der die Tischgenossen „keine Christen und keine Türken“, das Abstinenzgebot übertraten. Er fühlte sich „ohne Stütz-

punkt in diesen Wirbel der Leidenschaften und menschlichen Irrthümer hineingeworfen". Doch machte er bald Bekanntschaft mit hervorragenden Katholiken. Chateaubriand, Ballanche, Lamennais vor seinem Abfall, Lacordaire und Andreas Ampère wurden seine Freunde. Ampère, der zehn Jahre mehr den Naturwissenschaften als seinem Gott gedient hatte, war 1815 zum praktischen Christentum zurückgekehrt. Er veranlaßte den aufstrebenden Jüngling bei ihm Wohnung zu nehmen. Sein Sohn, Johann Jakob, ebenfalls ein gläubiger Christ, betrachtete ihn als seinen jüngeren Bruder. Unstreitig ist, daß beide, Vater und Sohn, auf Friedrich den nachhaltigsten Einfluß ausübten. Wußte der Vater ihn mehr für Gott zu begeistern — oft nahm er sein Haupt in seine Hände und rief aus: „Wie groß ist Gott, Ozanam, wie groß ist Gott!“ — so weckte der Sohn in ihm das Verlangen und den Mut, neben dem Rechtsstudium auch das der Literatur zu betreiben und dieses Fach an der Sorbonne zu belegen.

Und doch gab es für Ozanam Stunden der Leere und der Traurigkeit. Es fehlten dieser Apostelseele gleichgesinnte Genossen. „Wie gerne möchte ich Jünglinge um mich sammeln, die denken wie ich“, schrieb er an einen Freund, 29. Dezember 1831, „es gibt deren viele, aber sie sind zerstreut wie das Gold auf dem Düngerhaufen, und schwer ist die Aufgabe für den, der die Verteidiger unter eine Fahne scharen will.“ Er fand diese Genossen zu den Füßen des Katheders. Ungläubige Professoren an der Sorbonne oder sonstwo gossen das Gift ihrer Lehre bald in dreister, bald in gleißnerischer Weise über das Christentum und die Kirche aus. Da war einer z. B., der das Papsttum eine vorübergehende, jetzt aussterbende Einrichtung nannte und den Klerus beschuldigte, stets dem Despotismus gehuldt zu haben. Ozanam protestierte laut gegen diese Angriffe. Das machte anderen katholischen Studenten Mut, sie gesellten sich zusammen und widerlegten theils mündlich, theils schriftlich die verleumderischen Anklagen. „Das nützlichste dabei ist“, sagte Ozanam, „der katholischen Jugend zu zeigen, daß man katholisch und zugleich vernünftig, die Religion und zugleich die Freiheit lieben kann, daß man diese Jugend aus dem religiösen Indifferentismus herausreißt und sie zu ernster Diskussion erzieht.“ Die Professoren nahmen ihre unwahren Behauptungen zurück, einer meinte sogar, „die Gemüther hätten sich gewaltig geändert, die Opposition wäre ganz katholisch“.

Die tapferen katholischen Studenten trafen sich also in den Hörsälen ungläubiger Professoren. Montalembert ermöglichte ihnen zudem gastliche Zusammenkünfte in seinem Hause, aber es war immer nur ein lockeres Band, das sie umschlang, es war nicht die Zusammenfassung der Kräfte und Verbrüderung der Herzen, wie sie Ozanam vorschwebten. Endlich konnte am 1. Dezember 1832 bei einem katholischen Journalisten, Bailly, ein literarischer Zirkel

gebildet werden, zu dem „alle Meinungen“ Zutritt hatten. Die Diskussionsfreiheit ward von vornherein gewährt. Obgleich die Aufnahmebedingungen ziemlich strenge waren, war der Zulauf ein starker. Die verschiedensten Fragen wurden behandelt, die religiöse trat dabei jedesmal in den Vordergrund. Die Meinungen plakten manchmal hart aufeinander, doch das Band der Liebe hielt die Herzen zusammen. Ozanam war die Seele dieser Versammlungen. Er bestätigte es in einem vertraulichen Briefe an einen Verwandten. „Man will“, schreibt er, „mich gewissermaßen zum Führer der katholischen Jugend dieses Landes machen. Ich muß an der Spitze aller Unternehmungen stehen, ist etwas schwieriges zu tun, so muß ich die Last tragen.“

Diese literarischen Zusammenkünfte genügten jedoch dem Eifer Ozanams nicht. Er strebte religiöse Vorträge an für die akademische Jugend in der Liebfrauenkirche zu Paris, zur Widerlegung der modernen Irrtümer. Juni 1833 unterzeichneten auf seine Veranlassung etwa hundert katholische Hochschüler eine Eingabe in besagtem Sinne an den Erzbischof. Ozanam und zwei andere Studenten überreichten sie „zitternden Herzens“ dem Kirchenfürsten. Queuleu empfing sie wohlwollend, aber dabei blieb es. Im folgenden Winter reichte unser Apostel eine neue Bittschrift mit zweihundert Unterschriften ein. Der Erzbischof versprach einen „Versuch“ zu machen. Auf den Vorschlag der Bittsteller jedoch, Combalot oder Lacordaire die Fastenpredigten anzuvertrauen, ging der Prälat nicht ein, er betraute vielmehr mit den Vorträgen sieben verschiedene Redner. Der Versuch schlug fehl. Das folgende Jahr jedoch sollte sich das Verlangen der Studenten erfüllen. Lacordaire erschien auf der Kanzel von Notre-Dame. Schon sein erstes Auftreten glich einem Triumph. Ueber fünftausend Männer füllten das Schiff der Kirche.

Während Ozanam so nach außen für die Befestigung und Vertiefung der Religion unter seinen Standesgenossen seine ganze Kraft einsetzte, läuterte und heiligte Gott seine Seele durch innere Prüfungen und Leiden. Bald fühlte er sich apathisch und träge, bald unschlüssig über seine Zukunft. Skrupeln lagerten sich auf seine Seele, Ekel überfiel ihn beim Anblick des Dünkels, der Unsittlichkeit und der Lieblosigkeit, die er um sich her gewahrte. Seine Qualen nahmen noch zu, wenn er seinen Beichtvater nicht aufsuchen konnte. „Ohne die Hilfe meines geistlichen Führers“, sagte er, „wäre ich entweder zugrunde gegangen oder der Melancholie verfallen.“

* * *

Im Kampfe um die religiöse Frage, der sich im Lesezirkel abspielte, warfen die Anhänger materialistischer Weltanschauung den katholischen Studenten mit Vorliebe vor, das Christentum sei am Aussterben. „Ihr, die ihr euch rühmt, katholisch zu sein, was tut ihr?“ so fragten sie, „wo sind die Werke, die euren Glauben bestätigen, die

uns mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllen, uns veranlassen könnten, ihn anzunehmen?" Diese und andere verletzende Ausfälle gegen ihre religiösen Gefühle legten Ozanam und seinen Freunden die Frage nahe, ob es nicht besser wäre, statt nur Kontroversversammlungen zu halten, die gläubigen Studenten in einen karitativen Verband zusammenzuschließen, einerseits, um ihr Glaubensleben anzuregen, andererseits, um den Gegnern den Beweis der lebendigen Werttätigkeit des Christentums zu liefern. „Wir sind“, schrieb diesbezüglich Ozanam, „zu Paris, wie Zugvögel, vom elterlichen Hause entfernt; über uns schwebt der Geier des Unglaubens und hascht nach seiner Beute. Wir sind arme Akademiker, im Schoße des Katholizismus groß geworden und unter eine törichte und sinnliche Menge geworfen, wir sind die Söhne christlicher Mütter, wir kommen einer nach dem andern in diese Stadt, wo der Unglaube sich mit unseren Verlusten zu bereichern sucht. Es handelt sich vor allem darum, daß diese schwachen Wandervögel sich unter einem schützenden Dache versammeln, daß diese jungen Köpfe einen Zusammenschluß für die Zeit ihrer Verbannung finden, daß diese christlichen Mütter weniger Tränen zu weinen haben und daß ihre Söhne ihnen wieder so heimkommen, wie sie dieselben hinausgeschickt haben. Das stärkste Band ist die Liebe, und die Liebe kann nicht im Herzen bestehen, ohne sich nach außen zu ergießen, sie ist ein Feuer, das ohne Nahrung erlischt, die Nahrung der Liebe sind die guten Werke.“ Bailly, der Konferenzvater, billigte den Plan, aber Pfarrer Olivier, in dessen Bezirk die jungen Leute wohnten, verhielt sich mehr als kühl. Er verhehlte ihnen seinen Skeptizismus nicht und schlug ihnen vor, lieber kleinen, verlassenen Knaben Katechismusunterricht zu erteilen.

Nun beschloßen die Freunde, sieben an der Zahl, unter sich, bei den Armen Hausbesuche zu machen und ihnen Lebensmittel zu verabreichen. Mai 1833 fand die erste Vereinsversammlung statt. Als eine der wichtigsten Satzungen wurde aufgestellt, daß keiner sich dieses Vereines bedienen dürfte zugunsten seines Vermögens oder seiner weltlichen Karriere. Zweck des Vereines sollte sein der Hausbesuch bei den Armen, sein Name „Karitas-Konferenz“. Man stellte sich von Anfang an unter den Schutz des hl. Vinzenz von Paul, doch wurde erst am 4. Februar 1834 der Beschluß gefaßt, ihn offiziell als Patron zu erwählen und vor jeder Versammlung anzurufen.

Aber wo waren die Armen zu finden? . . . Schwester Rosalie — wer kennt diese unermüdliche Mutter aller Armen und Elenden von Paris nicht? — wies ihnen die zu besuchenden Familien an und stand ihnen mit Rat und Tat bei. Das Werk war also ein gemeinsames Unternehmen, aber von Ozanam und einem Freunde eingegeben, von Ozanam zur Ausführung gebracht, von ihm und Bailly organisiert.

Die Mittel, die Armen zu unterstützen, zogen die „Vinzenzbrüder“ aus dem Erlös ihrer Arbeit. Sie benutzten ihre freien Stunden

um sich mit Uebersetzungen zu beschäftigen oder Zeitungsartikel zu schreiben. Eine wöchentliche Sammlung brachte außerdem jedesmal ein nettes Stimmchen ein.

In der dritten oder vierten Konferenz wurde die Frage aufgeworfen, ob neue Mitglieder aufzunehmen wären. Nach einer langen Debatte wurde die Frage bejaht. Die Zahl erhöhte sich bald auf fünfzehn Teilnehmer. Zu Beginn des neuen Schuljahres zählte der Verein fünfundzwanzig.

Kurze Zeit nach der oben erwähnten Unterredung, war auf Pfarrer Olivier Herr Faudet als Seelsorger an St. Stephan gefolgt. Ihrem Grundsatz gemäß, in engster Fühlung mit der kirchlichen Behörde zu arbeiten, erstatteten ihm die Mitglieder jede Woche Bericht über ihr Wirken. Aber auch er war zurückhaltend. Am 27. Juni nun lud man ihn zu einer Konferenz ein. Er erschien, seine Stirne lag in Falten; doch je länger er zuhörte, um so freundlicher wurde er, zuletzt war er die Herzlichkeit selbst und hielt eine begeisterte Ansprache.

Das neue Werk hatte anfangs viel gegen Argwohn, Verdächtigung und Widerspruch zu kämpfen, aber es rang sich durch und erwarb sich die Achtung und Gunst aller Gutgesinnten.

Sommer 1834 erweiterte der Verein seine Tätigkeit. In einem unweit gelegenen Gefängnis waren jugendliche Sträflinge untergebracht, die jedes religiösen Beistandes entbehrten. Der Gefängnisdirektor, selbst ein lauer Christ, sah jedoch gut ein, daß nur mit Hilfe der Religion diese verkommenen Knaben gebessert werden könnten. Er gestattete also gerne, daß der Verein die religiöse Belehrung dieser armen Häftlinge übernahm. Dieses dankbare Arbeitsfeld mußte später infolge des Verbotes einer freimaurerischen Regierung wieder aufgegeben werden, dafür aber wurden Lehrlingsheime übernommen, die stets eines der bevorzugtesten Werke des Vereines geblieben sind.

November 1834 war die Zahl der Mitglieder bereits auf hundert gestiegen. Man mußte daran denken, den Verein in mehrere Sektionen zu teilen. So meinte es wenigstens Ozanam mit einem Teil der Genossen. Die übrigen bekämpften diesen Vorschlag heftig, weil dadurch das Band der Eintracht und Freundschaft gelockert würde. Man kam zu keiner Verständigung. Da übernahm Bailly die Lösung der heizumstrittenen Frage. Er ernannte zwei Kommissionen, die sich dahin einigten, daß man gleichzeitig zwei Parallelversammlungen abhalten und nach denselben sich zu gemeinsamer Beratung zusammenfinden würde. Doch bald erwies sich dieses Uebereinkommen als unpraktisch. So entschloß man sich denn, die Sektionsitzungen wöchentlich abzuhalten, die allgemeinen Konferenzen jedoch nur jedes Vierteljahr. Bei der ersten allgemeinen Versammlung legte man die Statuten schriftlich nieder. Bailly wurde zum Generalpräsidenten erwählt, Ozanam, der diese Würde abgelehnt hatte, zum Präsidenten einer Sektion.

Ozanams Eifer war mit der Gründung des Vereines nicht zufriedengestellt, er wünschte ihn über das ganze Land zu verbreiten. „Ich möchte“, sagte er, „daß alle jungen Leute von Geist und Herz sich zu einem Werke christlicher Liebe zusammentun, um dem Volke zu helfen.“ Deshalb munterte er einen jungen Mann aus Nîmes auf, daselbst eine Konferenz zu gründen. Curnier konnte am 24. Oktober melden, daß dieselbe mit sieben Mitgliedern begonnen habe. Ozanam jubelte auf: „Gott und die Armen werden Sie segnen“, schrieb er zurück, „wie sind wir froh und stolz, solche Brüder mitzählen zu können. Sie sind das erste Echo unserer schwachen Stimme, andere werden folgen.“ Zugleich stellte er den Unterschied fest, zwischen der Pariser Konferenz, die an erster Stelle dazu diente, die katholischen Studenten zusammenzuhalten und jene auf dem Lande, deren erster Zweck die sittliche und materielle Unterstützung der Armen sein sollte.

Diese Ausbreitung wünschte der Gründer im Interesse des jungen Werkes selbst. „Wir wollen nicht erkalten“, schrieb er November 1834, „wir wollen daran denken, daß nur in beständiger Entwicklung ein Erfolg möglich ist; nicht voranschreiten heißt so viel als fallen.“ Seine Erwartungen wurden schnell übertroffen. 1836 gab es schon acht Konferenzen, darunter eine zu Rom. Was Ozanam vor allem von den Teilnehmern verlangte, war Demut und Selbstverleugnung. „Diese Armen Jesu Christi“, sagte er, „sind unsere Herren und Meister. Wir sind nicht würdig, ihnen unsere kleinen Dienste zu leisten . . . Eine einzige Sache könnte uns aufhalten oder zugrunde richten. Das wäre die Verfälschung des ersten Geistes, ein Pharisäertum, das die Posaune bläst, ein Preisgeben der schlichten Einfalt, die unsere Anfänge leitete und uns das spätere Wachstum einbrachte.“

Nach Vollendung seines Rechtsstudiums ließ sich Ozanam 1836 zu Lyon als Rechtsanwalt nieder. Dorthin waren ihm mehrere Freunde, Vinzenzbrüder wie er, vorausgeeilt, hatten daselbst eine Konferenz ins Leben gerufen und ihn im voraus zum Präsidenten gewählt. Er nahm sich derselben mit gewohntem Eifer an, hatte aber bald mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Gute Katholiken meinten, daß diese jungen Leute einer liberalen Richtung zuneigten, daß ihre Bestrebungen außerdem den schon bestehenden Werken der mildtätigen Liebe schaden könnten. Ozanam entmutigte sich nicht, umsoweniger, als der bischöfliche Administrator der Erzdiözese sich entschieden auf seine Seite stellte.

Zu Lyon dehnte der Verein seine Tätigkeit auf die jungen Leute beim Militär aus, deren Dienstzeit sich damals auf sieben Jahre erstreckte. „Wir hätten niemals geglaubt“, berichtet Ozanam, „daß unter dem Soldatenrock so manches edle Herz schläge, so viel Unabhängigkeit an den Glauben ihrer Mutter, an die Eindrücke ihrer ersten heiligen Kommunion und an die guten Ermahnungen ihres Pfarrers zu finden wäre. Aber wie sind diese guten Gesinnungen zurückgedrängt durch die Menschenfurcht! Wie wird der äußere

Abfall im Herzen verurteilt, welche Gewissensbisse, welche guten Vorsätze! Wir bieten ihnen also ein Heim, wie wundern sie sich, ihre Kameraden auch daselbst zu treffen."

Ozanam blieb zu Lyon die Seele des ganzen Vereines. Zahlreich sind die Briefe, die er in den fünf Jahren seines dortigen Aufenthaltes an den Vereinsvorstand zu Paris schrieb. Darin betont er immer wieder Zweck und Geist des Werkes. Mit genialem Blick sieht er schon 1836 die sozialen Kämpfe der Zukunft voraus und bezeichnet die Liebe als die Versöhnerin der Klassen.

* * *

Neben seiner Praxis als Rechtsanwalt betrieb Ozanam zu Lyon seine literarischen und Sprachstudien weiter. Von hier aus sandte er seine DoktoratsThese — sein Buch über Dante und die katholische Philosophie des dreizehnten Jahrhunderts — an die Sorbonne nach Paris und verteidigte sie daselbst erfolgreich am 7. Jänner 1839. Durch diese These und noch mehr durch seine Mitwirkung — 1840 — an einem „Wettbewerb der Vereinigung der schönen Wissenschaften“, dessen Preis der Siebenundzwanzigjährige wider alles Erwarten davontrug, wurde er bekannt mit dem Unterrichtsminister Viktor Cousin und Fauriel, der an der Sorbonne ausländische Literatur dozierte. Unterdessen hatte die Stadt Lyon für ihn schon eine Professur des Handelsrechtes errichtet, die er von 1839 bis Ende des Schuljahres 1840 bekleidete. Da erging an ihn — kurze Zeit nach dem Tode seiner Mutter — ein Ruf an die Universität von Paris. Fauriel wollte einen längeren Urlaub antreten und bedurfte eines Ersatzmannes an der Fakultät. Bewerber gab es in Menge, aber der Professor, der selbst ungläubig war, wollte keinen anderen als den jungen Ozanam. So bestieg denn dieser, als erster überzeugter Katholik nach vielen Jahrzehnten, an der Sorbonne den Lehrstuhl der ausländischen Literatur. Nach Fauriels Ableben, 1844, erhielt er, auf die gemeinsame Vorstellung der ganzen Fakultät den Lehrstuhl endgültig.

Als Universitätsprofessor fuhr Ozanam fort, sich mit der Festigung und Ausbreitung des Vinzenzvereines zu befassen. Mit der größten Entschiedenheit trat er dafür ein, daß die Armen ohne Unterschied der Konfession besucht würden. Er selbst war ein vorbildlicher Vinzenzbruder. An der Türschwelle der Armen legte er sein nachdenkliches Gesicht ab, freundlich betrat er das Gemach und begann mit der größten Einfachheit sich mit seinen Schülern zu unterhalten, aufzumuntern, gute Ratschläge zu erteilen, unter Umständen auch zu ermahnen. Mit den guten Worten verband er ein diskretes Almosen. Den Mitgliedern des Vereines erteilte er die heilsamsten Belehrungen. „Fragen wir die Arbeiter nicht“, sprach er, „ob sie die Klubs besucht haben, sondern ob ihre Kinder in die Schule gehen, unterhalten wir uns mit ihnen über ihre Verhältnisse, ihre Kinder, ihre Pflichten. Sprechen wir nur dann von der Religion, wenn es sich wie von selbst

ergibt, um einen Kummer zu stillen oder auf die Vorsehung hinzuweisen. Wenn die Armen uns gut und teilnahmsvoll finden, kommen sie schon selbst mit Fragen und vertraulichen Mittheilungen. Ein ungestümer Eifer könnte statt Christen Heuchler hervorbringen."

Nach Rücksprache mit Fauriel entschied sich Ozanam über die Nibelungen zu lesen. Zu diesem Behufe machte er eine Reise nach Deutschland, um dort, an Ort und Stelle, die Heldentaten auf sein Gemüt einwirken zu lassen. Nach seiner Rückkehr, Dezember 1840, begann er seine Vorlesungen. Zwei Jahre behandelte er die deutsche Literatur des Mittelalters, drei Jahre die italienische und Dante, von 1845 bis 1846 die Anfänge der englischen. Nun zwang ihn die Krankheit, ein Jahr auszusetzen. Er benutzte seinen Urlaub nach Italien, um die Bibliotheken von Florenz, Rom, Venedig und Monte Cassino zu durchstöbern und seine „ungedruckten Dokumente zur Abfassung der Literaturgeschichte Italiens“ mit heim zu bringen. Von 1848 ab, soweit sein Gesundheitszustand es zuließ, sprach „er von der Zivilisation im fünfsten Jahrhundert und von der Literaturgeschichte des barbarischen Jahrhunderts."

Ozanam bereiteite seine Vorlesungen stets mit der größten Sorgfalt vor. Er sammelte eine Menge Stoff, analysierte die Werke, die er studierte, schrieb eine mehrere Seiten umfassende Uebersicht eines jeden Vortrages mit genauem Text aller anzuführenden Citate und übte ihn in vorgängigem lautem Selbstgespräch ein. Der Vortrag selbst war anfangs langsam, zögernd und unsicher. Ozanam, äußerst schüchtern, zitterte und war bleich vor Aufregung. Doch bald gewann die Zuversicht die Oberhand, die Beredsamkeit floß anmutig und gewaltig von seinen Lippen, sie war die Frucht der inneren Ueberzeugung und Wärme im Dienste der Wahrheit. „Es steckt eine solche innere Ueberzeugung in diesem Manne“, bezeugt einer seiner Zuhörer, „daß er, trotz seiner Mängel, dich überführt und tief bewegt. Wenn man ihn hört, kommen einem die Tränen in die Augen.“ Seine Zuhörer hingen denn auch leidenschaftlich an ihm. Vor der Vorlesung holten ihn stets einige von seiner Wohnung ab, nach dem Unterricht begleiteten sie ihn zurück. Der leutselige Professor ließ sich fast kameradschaftlich zu ihnen herab. Als er 1852 vernahm, daß seine jungen Freunde es lebhaft bedauerten, seine Vorlesungen entbehren zu müssen, erhob er sich von seinem Krankenlager und schleppte sich mühsam an die Sorbonne. „Ich will meinen Stand ehren“, sprach er zu ihnen, „unser Leben gehört Ihnen bis zum letzten Atemzug, ich werde in Ihrem Dienste sterben."

Inhalt und Ziel seiner Vorlesungen finden wir in der Vorrede seines größeren Werkes über die christliche Zivilisation im 5. Jahrhundert (1851). „Ich nehme mir vor“, lesen wir dort, „die Geschichte der Literatur des Mittelalters zu schreiben, vom 5. Jahrhundert an bis zum 12., bei dem ich stehen bleibe. Aber in der Geschichte der Sprachen erforsche ich besonders die Zivilisation, deren Blüte sie

sind, und in der Zivilisation sehe ich hauptsächlich das Werk des Christentums; der ganze Sinn meines Buches ist also, zu zeigen, wie das Christentum es verstand, aus den Trümmern der Römer und den Volksstämmen, die sich auf diesen Trümmern niederließen, eine neue Gesellschaft zu gründen, die fähig wurde, das Wahre zu besitzen, das Schöne zu finden und das Gute zu tun." Ich kenne nichts, fügte er hinzu, „was übernatürlicher wäre und die Göttlichkeit des Christentums kräftiger bewiese, als den menschlichen Geist — zu den Zeiten der Einfälle der Barbaren ins Römerreich — gerettet zu haben.“

Dasselbe apologetische Ziel verfolgt Ozanam in dem zweiten seiner größeren Werke „Germanische Studien“. „Es handelt sich darum“, äußerte er sich, „zu zeigen, daß Deutschland seine ganze Geistesgröße und Zivilisation der christlichen Erziehung verdankt, daß seine Höhe im Verhältnis zu seiner Verbindung mit der Christenheit stand. Ohne das Christentum, das von Rom zu ihnen kam, wären die Germanen unkultiviert geblieben.“

Der Verteidigung des Glaubens dienen auch die übrigen zahlreichen Publikationen des Dieners Gottes. Doch wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem großen Soziologen zu, der die Arbeiterfrage fünfzig Jahre vor dem Erscheinen der Enzyklika „Rerum Novarum“ erfaßte und im voraus im Sinne des päpstlichen Rundschreibens löste.

* * *

Der ausschlaggebende Grund für Ozanam zur Stiftung des Vinzenzvereines war, wir haben es gesehen, teils die Vorwürfe ungläubiger Studiengenossen, das Christentum versage, zurückzuweisen, teils die christlichen Akademiker durch die Werke karitativer Liebe enger aneinander anzuschließen. „Kommen wir unseren Brüdern zu Hilfe“, rief er aus, „wie Christus es getan und stellen wir unseren Glauben unter den Schutz der Liebe.“

Derselbe Beweggrund des Glaubens und der Liebe bewog ihn, schon in seinen Vorlesungen über Handelsrecht zu Lyon (1839 bis 1840) die Frage des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer anzuschneiden. Was die Völker bewege, meinte er, sei keine Personenfrage, keine politische, sondern eine soziale Frage. Die Arbeit, ein allgemeines Weltgesetz und eine Pflicht, hat ein Recht, das dieser Pflicht entspricht, den gerechten Arbeitslohn. Entweder ist der Arbeiter zu betrachten als ein Nützlichkeitsobjekt, aus dem man um den niedrigsten Preis, soviel als eben möglich, herauszieht oder er ist ein Teilnehmer und ein Gehilfe. Im ersten Falle ist es Sklaverei. Der Nützlichkeitsarbeiter bildet einen Teil des Kapitals, er ist ein Sklave. Deshalb sucht man die sparsamste Verwendung, man beschäftigt Frauen und Kinder in der Fabrik. Die Folge davon ist die Unterdrückung der Freiheit, die Ausschaltung der gerechten intellektuellen oder sittlichen Forderungen, der Niedergang des

Familienlebens und die Begünstigung des Malthusianismus. Im anderen Falle ist der Arbeiter keine Maschine, er wird wie ein menschlicher Mitarbeiter eingestellt; deshalb sind auch die Konsequenzen anders. Da wird der Lohn den drei Faktoren entsprechen, die der Arbeiter in den Dienst der Industrie stellt, Energie nämlich, Kenntnisse und Kraft. Der Energie entspricht ein angemessener Existenzlohn; den Kenntnissen, die ein Kapital darstellen, ein Abschlagslohn, d. h. ein Lohn, der es dem Arbeiter ermöglicht, seinen Kindern eine standesgemäße Erziehung und Weiterbildung zukommen zu lassen; der Kraft, die ein Kapital darstellt, das sich aufreißt, eine Alters- und Invalidenversicherung. Neben diesem natürlichen Lohn kann es aber noch andere Arbeitsverhältnisse geben, die einen höheren Arbeitslohn oder eine höhere Pensionierung bedingen.

Mit demselben sicheren Blick spricht Dzanam weiter vom übergroßen Gewinn des Betriebskapitals oder des Unternehmens, vom Klassenkampf, von den materiellen Schädigungen und vom Niederlegen der Arbeit. „Die Liebe soll in diesen Krisen vermittelnd eintreten, aber die Gerechtigkeit soll den Kämpfen zuvorkommen.“ Die Regierung soll nur vermittelnd und nur im Notfall eingreifen. Die Arbeiter sollen wie Mitteilhaber des Unternehmens sein. Die Ansicht des englischen Volkswirtschaftlers und Moralphilosophen Adam Smith, † 1790, macht er zu der seinigen: „Eine freigebige Entlohnung würde das arbeitende Volk in seinen eigenen Augen wieder aufrichten, seine Arbeitskraft verstärken, seine Betriebsamkeit anspornen, denn, wie jede menschliche Eigenschaft, erhöht sich diese durch den Wert der Ermutigung, die sie empfängt. Die Arbeiter würden sich die Arbeit wie ihre eigene Sache angelegen sein lassen.“

Herrliche Worte findet er für die Heimarbeit seiner Vaterstadt Lyon. „Dort erhält sich der sittliche Charakter des Arbeiters“, sagt er, „im häuslichen und väterlichen Leben. Er bewahrt den Kult der Gewohnheiten, die er von seinen Vätern empfangen, er kennt die Freuden des Herzens. Es ist ja wahr, daß auch die Vereinsamung ihre Gefahren hat und daß schädliche Einflüsse auch bis in die arbeit-samen Dachkammern dringen können, aber die Energie der Guten verhindert das Vordringen dieser Uebel.“

Die staatlichen Umwälzungen von 1848 überraschten Dzanam nicht, hatte er doch lange vorher den bemerkenswerten Satz niedergeschrieben: „Die Frage, die heute die Welt beschäftigt, ist eine soziale Frage.“ Als die Revolution ausgebrochen war, bemerkte er: „Hinter der politischen Revolution steht die soziale. Die Fragen, für die das Volk sich bewaffnet hat, sind Fragen der Arbeitsorganisation, des Arbeitslohnes und der Ruhe. Diesen Fragen kann man nicht ausweichen.“ Als im Juni der Bürgerkrieg in den Straßen von Paris wütete und General Baudon, der in den Reihen der bürgerlichen Nationalgarde für die Ordnung kämpfte, schwer verwundet davongetragen wurde, rückte Dzanam an dessen Stelle. Er war es auch,

der mit seinem Freunde Cornudet dem Erzbischof Affre nahelegte, als Friedensstifter zwischen die Kämpfenden zu treten. Affre unternahm den Schritt, Ozanam wich nicht von seiner Seite, bis der Erzbischof ihm gebot, zurückzubleiben. Der Friedensversuch kostete dem mutigen Seelenhirten das Leben. Eine Kugel streckte ihn nieder. Aber auch als zwei Tage später die Ruhe wieder hergestellt war, glaubte Ozanam nicht an das Ende des Kampfes. In einem Artikel der „Neuen Zeit“ warnte er seine Mitbürger. „Die Gefahr, der ihr nicht mehr auf der Straße begegnet“, schrieb er, „hat sich in die Dachkammern der Häuser geflüchtet. Ihr habt den Aufstand niedergeschlagen, es bleibt euch ein Feind, den ihr nicht genug kennt — das Elend!“ Und eindringlich beschwor er alle sozialen Gewalten, sich wirksam des Wohles der Kleinen und Schwachen anzunehmen.

Nach diesen Umsturztagen erhob sich eine Bewegung zur Abschaffung des Almosen, das man als beschämend für die Armen und als einen Mißbrauch unter den Katholiken hinstellte. Mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit bekämpfte der Diener Gottes diese unchristliche Strömung. „Wenn ihr gegen die Mildtätigkeit eifert“, rief er aus, „schließet wenigstens die Türe vor den niedrigen Seelen zu, die sich mit Wonne eurer Worte bedienen werden, schließet sie aber besonders vor den Armen, machet ihnen das Glas Wasser nicht bitter, das wir ihnen reichen. Wir gießen das bißchen Del, das wir haben, in ihre Wunden, tröpfelt die Galle und den Essig nicht hinein!“ Er seinerseits träumte von einer karitativen Agitation unter den Christen; alle, die Gott mit irdischen Gütern gesegnet, sollten den Armen beispringen, sich aber nicht begnügen mit materiellen Unterstützungen, sondern vorzugsweise sich bemühen, sie zu unterrichten und sittlich zu veredeln.

Durch seine übermenschlichen Arbeiten in den besten Mannesjahren aufgerieben, mußte Ozanam 1852, noch keine vierzig Jahre alt, seinen Lehrstuhl in Paris verlassen, um von neuem in den sonnigen Gefilden Italiens Gesundung oder wenigstens Besserung zu suchen. Aber er kannte keine Schonung. Diesmal besuchte er alle auf seinem Wege liegenden Vinzenzkonferenzen. Die Vereine von Toulouse, Marseille, Nizza, Genua, Toscana, Florenz und Livorno vernahmen sein zündendes Wort. „Unser Verein“, schrieb er an einen vertrauten Freund, „nimmt einen großen Platz in den Sorgen und Tröstungen meiner Reise ein.“ Ueberall ermahnte er und munterte auf, durchzuhalten und die Armen und Unglücklichen um Christi willen zu lieben. . . Der südliche Himmel brachte dem Gebrochenen keine Besserung. Die Krankheit schritt unerbittlich voran. Ozanam fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging. Da traf er am 1. Mai 1853 seine letztwilligen Verfügungen und brachte dem Schöpfer das Opfer seines Lebens. „Wenn ich den Rest meines Lebens“, sprach er zu Gott, „dazu verwenden würde, die Armen zu besuchen, Lehrlinge und Soldaten zu unterrichten, wäre es dir recht, o Herr, und ließeſt

du mir dann die Freude, bei Frau und Kind alt zu werden? Vielleicht willst du es nicht, mich verlangst du! Siehe, o Herr, ich komme, deinen Willen zu erfüllen!"

Herbst 1853 kehrte der Todfranke nach Frankreich zurück, um in Marseille sich niederzulegen und nicht wieder aufzustehen. Dort empfing er die heiligen Sterbesakramente. Am 8. September abends, während seine Vereinsbrüder in einem Nebenzimmer beteten und weinten, richtete der Sterbende ein letztes Mal sein brechendes Auge zum Himmel. „Mein Gott, mein Gott“, seufzte er, „erbarme dich meiner!“ und seine Seele verließ ihre sterbliche Hülle. Die irdischen Ueberreste Ozanams ruhen in Paris in der Krypta der Kirche der katholischen Universität. Dort lesen wir auf seinem Grabdenkmal die Worte: „Hic in pace Fredericus Ozanam, Conquisitor juvenum in militiam Christi, princeps in societate S. Vincentii a Paulo instituenda.“ — „Warum sucht ihr den Lebenden unter den Toten?“

Ueber die Definierbarkeit der Lehre von der leiblichen Himmelfahrt Mariä noch einmal.

Von Dr. Johann Ernst, Bamberg.

Gegenüber den Einwendungen, die der mit Recht geschätzte, leider inzwischen verstorbene Münchener Franziskaner-Theologe P. Parthenius Minges in dieser Quartalschrift (1925, S. 546 bis 557) gegen den Standpunkt des Schreibers dieser Zeilen in der Kontroverse über die Definierbarkeit der Corporalis assumptio Mariae erhoben hat, dürfte zum großen Teile das, was wir in demselben Jahrgang der Theol.-praktischen Quartalschrift (S. 34 bis 45; 260 bis 273) gegenüber Mattiussi ausgeführt haben, genügen. Wir können uns daher auf zwei Punkte beschränken, die in der gegenwärtig geführten Kontroverse noch wenig eingehend behandelt worden sind. Der erste Punkt betrifft die Stellung der alten Kirche zur Frage der leiblichen Himmelfahrt Mariä, der andere die Vorbedingungen zur Dogmatisierung der Corporalis assumptio.

I.

P. Minges gibt S. 547 zu, daß für die Corporalis assumptio „ein eigentlicher Schriftbeweis nicht geführt werden kann“, ebenso, „daß man von einer apostolischen Tradition im strengen Sinne nicht reden kann“. Aber er meint als auf einen sicheren Zeugen für das hohe Alter der in der Kirche verbreiteten Tradition von der leiblichen Aufnahme Mariä in den Himmel hinweisen zu dürfen auf die wohl schon im Anfang des 4. Jahrhunderts entstandene Schrift „Transitus Mariae“, trotz ihrer Aufführung unter den Schriften, die in dem unter dem Namen des Papstes Gelasius I. gehenden De-